

Flucht aus der «Sorge»

Religiöse Not im Spiegel einer Dichtung

Von Joh. Bapt. Schoemann S. J.

Nicht die Sorge um Haus und Hof, um Weib und Kind ist hier gemeint, nicht die Sorge, die unter den Masken Feuer, Wasser, Dolch, Gift Faust im Studierzimmer erscheint; eher schon die Sorge, die den ergrauten Faust verwirren will, die nicht Reichtum, nicht Ruhm bannen kann, deutlicher noch die Sorge, der die Klagen der „Duineser Elegien“ R. M. Rilkes entstiegen, die Klage, daß wir verflüchtigen, daß uns die Fluten der Herkunft bedrohen, daß uns Blühen und Verdorren zugleich bewußt ist, daß die Nacht dem einzelnen Herzen mühsam bevorsteht, die Sorge, die Heidegger als den „Lastcharakter des Daseins“ umschreibt, als Gesetz des Verfalls, als den Absturz in das „Nichts“.

Zu allen Zeiten bedrängte solche Sorge tiefere Menschen; in Wendezeiten, wenn die Sensation, der Erlebnisersatz verarmender Seelen, die Lebensleere nicht mehr auszufüllen vermag, begegnet sie selbst oberflächlichen Geistern, doch als Gespenst, das sie ängstigt, dem sie auf den verschiedensten Wegen zu entfliehen suchen. Mannigfaltig sind auch heute solche „Fluchtversuche“. Eine Dichtung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts soll uns diese „Sorge“ und die Fluchtversuche sichtbar machen, die Dichtung Jean Pauls (J. P. Friedrich Richters). Stefan George nennt ihn einen der größten und am meisten vergessenen Dichter; sein reiches Lebenswerk sei von überraschender Neuheit und auffallender Verwandtschaft mit uns von heute; seine Wesen seien nur die kämpfenden und sich versöhnenden Teile unserer eigenen Seele (Tage und Taten 60). Im Spiegel seiner Dichtung soll darum zunächst verdeutlicht werden, was „Sorge“ ist; dann soll gezeigt werden, wie der Dichter der „Sorge“ zu entfliehen suchte; endlich haben wir uns zu fragen, warum seine Fluchtversuche unzulänglich blieben. So viel wie möglich soll Jean Paul selber sprechen, ein Dichter, der „unserer Sprache die glühendsten Farben und die tiefsten Klänge gegeben“ (St. George a. a. O.), der Worte gesprochen hat, die zu den herrlichsten gehören, die je ein Menschenmund sagte (P. Hankamer, Deutsche Literaturgesch. 210)¹.

Die „Sorge“.

„Sorge“ ist der Gedanke der Erden-Eitelkeit, der auf dem Menschen liegt und seinen Atem drückt; wenn einer unser aller Nichts fühlt und schwört, ein so unbedeutendes, dies zerrissene Bausch- und Bogen-

¹ Die hier versuchte Deutung gründet sich auf folgende Dichtungen Jean Pauls: Schulmeisterlein Wuz (W) (1793); Quintus Fixlein (Qu) (1795); Hesperus (H) (1795); Siebenkäs (S) (1796/97); Titan (T) (1800/03); Flegeljahre (Fl) (1804/05); Komet (K) (1820/22). — Kampaner Tal (Ka) (1797). — Sie sind in fast alle europäischen Sprachen übersetzt.

leben zu verachten (W). Was ist unsere Erde? Schaut ein höherer Geist auf sie herab, so sieht er sie unten auf dem Totenmeere schwimmen mit ihrem engen Frühling, klein und hinabgesenkt, und nur der Widerschein eines Widerscheins, düster beschienen und jeder Welle nachirrend (S). Ja, die ganze Welt ist wahrlich hohl und matt, nur der fallende Schaum eines Lebens, ein Sprung durch den Reif der Ewigkeit (S). Und die Zeit bröckelt sich in einem Strom von Moder in den Abgrund hinab (W).

Der ganze Schauer der Vergänglichkeit weht den „besorgten“ Menschen an, wenn er im Herbst mit schwerer Brust eine Höhe besteigt und sich in der Schöpfung wie ein letztes Wesen umsieht. Weder im Blau des Himmels noch auf dem Grün der Erde findet er eine Stimme. Nur eine verlorene Grille schwatzt noch einsilbig in den aufgedeckten Furchen aus den Stoppeln der abgefahrenen Ähren. Die Vögel scharen sich unter bloßen Mißlauten zusammen und fliehen in die häufigen grünen Garnwände statt in den entlegenen grünen Frühling; über die Auen ohne Blumen, über die Fluren ohne Ähren schweifen blasse Gespenstergebilde der Vergänglichkeit, und über den großen ewigen Gegenständen, über Wäldern und Bergen, hängt ein nagender Nebel, als wenn sich in seinen Rauch die erschütterte, stäubende Natur auflöste (S).

Wie schnell vergeht das Menschenleben! Sich verlängernd und ausstreckend klettert der Mensch die Ameisenpyramide hinauf, blickt sich droben drei Minuten um und fährt einkriechend auf der andern Seite nieder und kugelt abgekürzt um auf die um diese Schädelstätte liegende Vorwelt... Das junge Rosengesicht voll Frühlinge und voll Durst, einen Himmel auszutrinken, dorren nicht Jahrtausende sondern Jahrzehnte aus in ein zerknülltes Gesicht voll überlebter Hoffnungen (W). Was soll man erst sagen von Menschen, die der Herbstzeitlose gleichen auf abgeernteten Auen, die ihre Blüten auf den Nachsommer verschiebt und die ohne Frucht der Winter überschneit (S), oder von den früh Gestorbenen, diesen abgeschnittenen Laubknospen der Erde, den Blumen, die sich schon in den Morgenstunden zum Schlafe schließen (S). Und wenn der Mensch auch ein hohes Alter erreicht, dann ergreift ihn die „Sorge“ der Hoffnungslosigkeit. Wie eine Blume legt er seine Blumenblätter zusammen und wird unkenntlich. Er steht wie die Sonne unten am Horizont im Westen. Wenn er sich umwendet und den kurzen, mit zertretenen Hoffnungen bedeckten Weg überschaut, blickt ihn der Garten der Kindheit, der im Osten, tief am Aufgang des Menschenlebens und noch unter einem alten, blassen Rote liegt, hold an und macht ihn weich. Darauf legt er sich nicht weit vom Grabe nieder auf die Erde und hofft hienieden nicht mehr (H).

Noch flüchtiger als das Leben selbst ist die Freude, das Glück des Lebens. An allen unsern Freudeblumen hängt eine kleine Erdenträne (S). Die brennende Sonne des Entzückens wird unserm schwachen Auge nur in den siebenzig Spiegeln unserer siebenzig Lebensjahre gezeigt — jeder Spiegel wirft ihr Bild dem andern milder und bleicher zu — und aus dem siebenzigsten Spiegel schimmert sie uns erfroren an (S). Der Mensch ist gar nicht gewohnt, in einer von aller Zukunft und Vergangenheit ab-

gelösten reinen Gegenwart glücklich zu sein (T). In großem Glück schlägt ihn die entfernteste, noch unter dem Horizont stehende Minute trübe nieder. Die bange Seele sieht schon über die heitere, stille Neujahrsnacht die Toten des künftigen Jahres. Sie will schon jetzt die fliegenden Flammen der Feuersbrünste sehen und alles düstere Getümmel des neugeborenen Jammers, der noch keine Zunge hat, vernehmen. Auf die Särge, die im künftigen Jahr noch ohne Aufschrift stehen, sollen jetzt schon die Namen kommen (S).

„Sorge“ steigt auch empor aus der Erfahrung der Widersinnigkeiten des Erdenlebens, das dem Dichter erscheint unter dem Bilde einer Irrenanstalt, worin einer um den andern als Irrenprediger auftritt (S); oder unter dem Bild eines dreistündigen weinerlichen Lustspieles; worin das rote Kind des ersten Akts im fünften zum Jubelgreis ermattet und dann gebückt hinter dem herablaufenden Vorhang verschwindet (T); oder unter dem Bild des vielstimmigen Getümmels eines Jahrmarkts mit seinen hinab- und hinauflaufenden Menschenbächen, mit dem Vor- und Zurückspringen der Gestalten wie an einer Bilderuhr, mit der fortsummenden Luft, in der Gegengeschrei und Menschengezänk und Viehgeblök zu einem einzigen betäubenden Brausen zusammenfließen, mit Buden-Warenlagern, die ein musivisches Bild des kleinen aus Bedürfnissen zusammengeflickten Lebens reichen. Der Anblick dieses Treibens senkt die Seele in humorisch-melancholische Betrachtungen über unser aus farbigen Minuten, Stäubchen, Tropfen, Dünsten und Punkten zusammengestoppeltes Mosaik-Gemälde des Lebens... Er lacht und hört mit einer nur tieferen Menschen begreiflichen Rührung einen Bänkelsänger an (S u. H).

Noch schwerer drückt die „Sorge“, die aus dem Wissen um die Bedrohtheit menschlichen Daseins stammt. Sie verdichtet sich in Jean Paul zu mannigfaltigen Bildern, zu dem Bild eines Stromes der in der Stille der Kindheit noch in seiner kleinen Ebene schweigend und als ein Spiegel des Himmels seinen Abgründen entgegenzieht (S), später aber zu einem unbändigen, stürzenden Strome wird, der uns auf seinen Katarakten und Strudeln zerstößt und schüttelt und rädert (W), der schließlich anwächst zu einer um uns brausenden Sündflut und uns und alle schimmernden Tage unter vier-, fünffachen Bodensatz begräbt (W). Die Erde schaut der Dichter als eine aus tausendjähriger Asche gegründete, stürmende Kugel, auf der sich die Winde in unsere kleinen Blumen wühlen (W u. S). Das Leben erscheint ihm als ein wildverwachsener Garten, in dem kein Schritt, sogar in den blühenden Lustgängen, ganz sicher ist; mitten in der Fülle dieses Gartens erwartet dich ein fremder, finsterer Giftbaum und haucht kalte Gifte in das Leben (T). In den dunklen, labyrinthischen Irrklüften dieser geistigen Landschaft wird der Ariadne-Faden selber zur Schlinge. Fanggruben lauern auf uns; die Qualen des Erdenlebens schießen wie Vipern in den Tiefen, und Klapperschlangen bäumen sich mit ihren Zähnen auf; Sorgen sitzen wie Blutigel auf unsrer blutenden Brust; der blaue Kohlendampf unserer erstickenden Lage umwogt uns (S). Irrlichter und Johanniswürmchen treffen uns in jeder

Stunde an und wollen uns irreführen in der Finsternis des Herzens, in den Nebeln des Lebens (T). Zuletzt bedroht uns der Tod, der den Menschen und seine Freuden kät, der uns immer unter den Rasen- und Blumenstücken des Lebens die schwarze Gottesacker-Erde sehen läßt; sein beerdigender Niederschlag steigt an uns immer höher auf, und in drei Minuten erreicht er das Herz und überschichtet uns (W). Darum schmeckt das Leben bitter wie Meerwasser oder wie ein mürber, stäubender Sodomsapfel, dessen Geschmack man nicht aus dem Munde bringen kann, man mag gurgeln, soviel man will (S).

Endlich ergreift jedes tiefere Herz einmal die unheimlichste Sorge, die Sorge um die eigene Seele, die Sorge um Gott. Dann kommt zu ihm „die schwarze Stunde“, die Mitternacht bricht an, in der er Gott nicht mehr sieht; auf Gottes Thron liegt der Tod und mäht um sich und wirft bis ans Nichts seine Frostschatten und seine Sensenblitze. Dann steigt der Mensch in der Nacht mit Jammer auf einen Hügel, und ergrimmt blickt er in die sanften Sterne und ruft: Wo ist die Ewigkeit? Wo ist der Unendliche? Das verhüllte Ich greift nach sich selber umher und stößt an seine kalte Gestalt. Und wieder ruft er zum zweiten Sternengefeld empor: Schimmere mich nicht an, du bist nur das Gemälde an einem unendlichen Gottesacker-Tore, das vor der Wüste des unter dem Raume begrabenen Lebens steht. Höhnet mich nicht, Gestalten auf höheren Sternen; denn zerrinne ich, zerrinnt ihr auch... O Hoffnung, wo bleibst du? (H)

Flucht aus der „Sorge“.

Was Jean Paul eine seiner Gestalten aussprechen läßt, klingt wie ein persönliches Bekenntnis: Mit den Oberflügeln der Phantasie und den Unterflügeln der Laune suche ich über alle Fanggruben des Lebens hinwegzufliegen (S, IX). Mit der Einbildungskraft also und dem Humor sucht er der „Sorge“ zu entfliehen. Die geradezu zauberische Verwandlungskraft seiner Phantasie sei verdeutlicht an einem Beispiel aus dem „Titan“: Da schildert er einen Jüngling, der oft im Mai bei heftigem Wind in einen Apfelbaum steigt und sich in die Arme seines Gezweiges legt. Wenn ihn nun die schwankenden Zweige zwischen dem Gaukeln der Schmetterlinge und dem Summen der Bienen und Mücken und den Nebeln der Blüten schaukeln, und wenn ihn die Wipfel bald unter fettes Grün versenken, bald vor tiefes Blau und bald vor Sonnenblitze drehen, dann zieht seine Phantasie den Baum riesenhaft empor; er wächst allein im All, gleichsam als sei er der Baum des unendlichen Lebens, als stiegen seine Wurzeln in den Abgrund, als hingen die weißen und roten Wolken als Blüten in ihm und der Mond als eine Frucht, als blitzten die kleinen Sterne wie Tau, und der Mensch ruhe in seinem unendlichen Gipfel, und ein Sturm biege den Gipfel aus dem Tag in die Nacht und aus der Nacht in den Tag (IV). Mit dieser zauberischen Einbildungskraft sucht sich der Dichter aus den Ängsten des Daseins zu befreien.

Sie verzaubert ihm die Natur in eine Trösterin. In der Frühe eilt er hinaus und steigt auf einen Berg und schaut sich um und sucht rund im

Himmel das, was den beklommenen Menschen tröstet, was die Nebel des Lebens niederschlägt. Wenn sich dann die Morgenröte unter dem Horizont klimmend heraufhebt, liegen die Qualen des Erdenlebens drunten, und keine Klapperschlange kann sich mit ihren Zähnen aufbäumen bis an seinen Berg. Da im Freien, vor dem Meere des unübersehbaren Lebens zieht der blaue Kohlendampf unserer erstickenden Lage tief unter uns, da breitet der erhobene Mensch die wundgedrückten, losgeketteten Arme wie fliegend im reinen Äther aus und will mit ihnen alles umfassen, was über ihm ruht, und streckt sie nach dem unendlichen, unsichtbaren Vater, nach Gott, hin und nach der sichtbaren Mutter, nach der Natur, und sagt: „Nimm nur diese Linderung nicht zurück, wenn ich drunten wieder in den Schmerzen und in dem Nebel bin“ (S). Aber noch höher trägt ihn die Einbildungskraft empor: Dann ist ihm, als werde sein Herz und sogar sein Körper wie der eines betenden Heiligen über die Laufbahnen einer gierigen, kriechenden Zeit emporgehoben. Die großen Menschen einer größeren Zeit treten unter ihre Triumphbogen und winken ihm, näher zu ihnen zu kommen (T). Wenn ihn die Gespenster der Einsamkeit umschleichen, wenn die Erde ihn anekelt, wenn er lacht über die weinerliche Komödie des Lebens, erblickt das Seelenauge der Phantasie den höheren Freund. Er umfaßt ihn, den Baum des höheren Lebens, er umstrickt ihn mit tausend Kräften und Zweigen, damit er aufsteige aus dem zertretenen Kot um ihn, hoffend, von einem großen Menschen geheilt, gestillt, erquickt, erhoben zu werden (H).

Ja die mächtige Einbildungskraft trägt ihn empor bis zu den höheren Geistern, denen unsere Erdkugel sein mag wie ein Erdball für Kinder, den der Hofmeister dreht und erklärt, die Kügelchen der Milchstraße wie eine Paternosterschnur aus Weltkugeln (S). Vor der Sphärenmusik des Universums sind ihm menschliche Kunst und menschliche Einfalt gleich groß (T). Wenn er aus dieser Höhe auf die Menschen sieht, wird er Mühe haben, einen Unterschied zu erkennen zwischen Kant und seinen Rasier spiegeln, den Kantianern, zwischen Goethe und seinen Nachahmern. Denn kleine Stufen laufen vor einem, der auf der höheren Stufe steht, völlig ein. Dann aber tut er plötzlich mit seiner Phantasie aus der Höhe einen Sprung in die Tiefe, in das ganz kleine und enge Menschenleben. Denn das Kleine ist seinen Augen ein zerrbildnerischer Verkleinerungsspiegel alles großen bürgerlichen Pompes. Das Menschliche kann ihm nicht klein genug sein; denn die Kleinheit der Menschenwerke verkleinert sich durch ihr Vergrößern... So entflieht er auf den Flügeln der Einbildungskraft den Widersinnigkeiten und Widerwärtigkeiten des menschlichen Getriebes.

Aber noch bleibt die drückendste „Sorge“ zu bannen, die „Sorge“ um die eigene Seele und die „Sorge“ um Gott. Wie rettet sich der Dichter aus der „schwarzen Stunde“? Durch Erschütterung des Herzens! Der grausame, schneidende Blitz einer großen Minute, dessen Widerschein über den ganzen Strom des Lebens leuchtet, soll ihn blind machen gegen Irrlichter. Er braucht eine heftige Erschütterung gegen die immerfort nagenden Leidenschaften, die geborenen Gottesleugner und Ungläubigen (S). Und die Einbildungskraft verhilft ihm zu einer solchen Erschütterung.

Denn folgenden Vorsatz faßt er für eine Stunde, in der einmal sein Herz so unglücklich und ausgestorben wäre, daß in ihm alle Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen, ausgestorben wären: Ich will mich dann mit folgenden Gedanken erschüttern und — sie werden mich heilen und mir meine Gefühle wiedergeben: Gibt es keinen Gott, so ist das ganze geistige Universum zersprengt und zerschlagen in zahllose quecksilberne Punkte von Ichs, die blinken, irren, zusammen- und auseinanderfliehen ohne Einheit und Bestand. Niemand ist im All so sehr allein wie ein Gottesleugner — er trauert mit einem verwaisten Herzen, das den größten Vater verloren, neben dem unermesslichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeist regt und zusammenhält, und der im Grabe wächst; und er trauert so lange, bis er sich selber abbröckelt von der Leiche. Die ganze Welt ruht vor ihm wie die große, halb im Sande liegende ägyptische Sphinx aus Stein; und das All ist die kalte eiserne Maske der gestaltlosen Ewigkeit (S)². Diese Vorstellung erschüttert das Herz so stark, daß die dunklen Schatten der Zweifel fliehen. Die Seele weint vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten kann — und zwischen dem Himmel und der Erde streckt eine frohe vergängliche Welt ihre kurzen Flügel aus und lebt wie der Mensch vor dem unendlichen Vater; und von der ganzen Natur fließen friedliche Töne aus wie von fernen Abendglocken. Aber solche Erschütterung des Herzens verscheucht nicht nur die dunklen Zweifel am Dasein Gottes, die Einbildungskraft ruft Gott an mit gewaltigen Beschwörungen. Am strahlendsten zeigt er sich dem Herzen in der Sternennacht; dann geht der größte Gedanke des Menschen am Himmel auf wie eine Sonne³. Sein emporgehobener Geist hört den Sturmwind, der die Erde um die Sonne treibt, und den größten Sturmwind, der hinter den Sonnen weht und sie um ein verhülltes All führt, das mit Sonnenflammen im Abgrund liegt. Dann tritt er von der Erde in den leeren Äther; hier schwebt er und sieht die Erde zu einem fliegenden Gebirge einschwinden und mit sechs andern Sonnenstäubchen (Planeten) um die Sonne spielen. Dann schaut er umher im runden, blitzenden, hohen, aus Sonnen erbauten Gewölbe, durch dessen Ritzen die unermessliche Nacht schaut, in der das funkelnde Gewölbe hängt. Er fliegt Jahrtausende, aber er trifft nicht auf die letzte Sonne und in die große Nacht hinaus. Er schließt das Auge zu und wirft sich mit einem Gedanken über den Abgrund und über die ganze Sichtbarkeit, und wenn er es wieder öffnet, so umkreisen ihn, wie die Seele Gedanken umkreisen, neue hinauf- und hinabstürmende Ströme aus lichten Wellen und Sonnen, und das Feuerrad einer neuen Milchstraße wälzt sich um im Strom der Zeit. Da rückt ihn eine unendliche Hand aus dem ganzen Himmel; er sieht zurück und heftet sein Auge auf

² Im „Titan“ heißt es: „Die Welt ohne Gott hätte ein Sinnbild in einem Maskenball, auf dem sich eine Gesellschaft in Spielkarten verkleidet, sich selber mischt und ausspielt und sticht“ (50. Zeile).

³ Wenn man sieht, wie Jean Paul hier in hohen und immer höheren Spiralen sich emporschraubt bis zur höchsten Höhe, so ist man versucht, an seinen Landsmann Meister Eckhart zu denken (vgl. diese Zeitschr. 129 [1935] 7). Doch wenn bei Eckhart die emportreibende Kraft der spekulative Intellekt ist, so bei Jean Paul die schöpferische Phantasie.

das erblassende, eintrocknende Sonnenmeer; endlich schwebt die entfernte Schöpfung nur noch als ein bleiches, stilles Wölkchen tief in der Nacht; er dünkt sich allein und schaut sich um und — ebensoviel Sonnen- und Milchstraßen flammen herunter und hinauf, und das bleiche Wölkchen hängt noch zwischen ihnen bleicher, und außen um den ganzen blendenden Abgrund ziehen sich lauter bleiche, stille Wölkchen. — — Zwischen den wandelnden Feuerbogen, zwischen den von einem in den andern Abgrund geschleuderten Milchstraßen — da flattert ein Stäubchen, aus sechs Jahrtausenden und dem Menschengeschlecht gemacht, die Erde. Wer erblickt und versorgt das flatternde Stäubchen mitten im gärenden, verwitternden Chaos? Du, Allgütiger, erhältst uns, Du, Unendlicher, Du, o Gott, Du bildest uns, Du siehst uns, Du liebst uns. . . . Da, wo die Ewigkeit ist, da, wo die Unermeßlichkeit ist und wo die Nacht anfängt, da breitet ein unendlicher Geist seine Arme aus und legt sie um das große fallende Weltenall und trägt es und wärmt es. Gott ist die Ewigkeit, Gott ist die Wahrheit, Gott ist die Heiligkeit — er hat nichts, er ist alles — das ganze Herz faßt ihn, aber kein Gedanke. . . . Alles Unendliche und Unbegreifliche im Menschen ist sein Widerschein; aber weiter denke nicht! Die Schöpfung hängt als Schleier, der aus Sonnen und Geistern gewebt ist, über dem Unendlichen; und die Ewigkeiten gehen vor dem Schleier vorbei und ziehen ihn nicht weg von dem Glanze, den er verhüllt (H 25).

Durch Erschütterung des Herzens sucht er auch der „Sorge“ um die eigene Seele, den Zweifeln an der persönlichen Unsterblichkeit zu entfliehen. Wiederum läßt er das Herz entscheiden: Der Leugner der Unsterblichkeit stelle sich einmal vor, statt sechzig Jahre lebe der Mensch nur sechzig Minuten; dann sehe er zu, ob er den Anblick geliebter und weiser Menschen als zweckloser, stundenlanger Lufterscheinungen, als hohler, dünner Schatten, die dem Lichte nachflattern und im Lichte sogleich zerfließen und die ohne Spur und ohne Weg und Ziel nach einem kurzen Schwanken hinaus in die kalte Nacht verrinnen, ob er diesen Anblick ertragen könnte; nein, auch ihn überschleicht die Voraussetzung der Unvergänglichkeit; sonst hinge immer über seiner Seele eine schwere Wolke, und unter der Erde liefe überall mit ihm ein ewiges Beben. . . . Ja, dann, wenn alle Wälder dieser Erde Lusthaine wären, alle Inseln selige, alle Felder elysische und alle Augen heiter, ja, dann — nein, auch dann hätte der Unendliche unserem Geist durch diese Seligkeit den Eid ihrer Dauer getan, — aber jetzt, o Gott, da so viele Häuser Trauerhäuser, so viele Felder Schlachtfelder, so viele Wangen bleich sind, da wir vor so vielen roten, zerrissenen und geschlossenen Augen vorübergehen: o! könnte jetzt das Grab bloß der letzte einschlingende Strudel sein? Und wenn endlich die Erde nach tausend Tausend Jahren an der näheren Sonnenglut ausgestorben und jeder lebendige Laut auf ihr begraben wäre, könnte da ein unsterblicher Geist auf die stille Kugel niederschauen und den leeren Leichenwagen ziehen sehen und sagen: Drunten flieht der Kirchhof des armen Menschengeschlechts in den Krater der Sonne — auf dieser Brandstätte haben einmal viele Schatten und Träume geweint und geblutet, aber nun sind sie längst alle zerschmolzen und verraucht — fliehe

hin in die Sonne, die auch dich auflöst, stumme Wüste mit deinen eingesogenen Tränen und mit dem vertrockneten Blute! — Nein, der zerstochene Wurm dürfte sich emporkrümmen gegen den Schöpfer und sagen: Du hast mich nicht zum Leiden schaffen dürfen! (Ka) Aber die Seele ist ja unsterblich! Der Mensch sieht empor und schlägt die Flügel seiner Seele auf; und wenn die sechzig Minuten, die wir sechzig Jahre nennen, ausgeschlagen haben, so erhebt er sich und entzündet sich steigend, und die Asche seines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton, in der Höhe an (Qu). Funkelnd blickt das alte Auge eines gläubigen Greises unter den sparsamen Augenbrauen in den Himmel, und Herz und Zunge erhebt sich ihm, wenn er von dem lichten Himmel über der schwarzen, tiefen Erde spricht und von der Hoffnung auf den Sternenhimmel nach dem Tode, den dann keine Erdscheibe wie jetzt durchschneidet, sondern der sich um sich selber ohne Anfang und Ende wölbt (T).

Unzulängliche Fluchtversuche.

Daß es Jean Paul nicht gelungen ist, die „Sorge“ ganz aus seinem Herzen zu bannen, haben alle, von Eichendorff (1857) bis Kommerell (1933), gespürt, die tiefer in seine Dichtung eingedrungen sind. Eichendorff nennt seine „Herzenshimmelfahrt“, seine Lehre von „dem allein-seligmachenden Herzen“ eine „gutmütige Täuschung“. Daher komme die trostlose Wehmut in allen seinen Schriften, daher stammten die verzweifelten Luftsprünge seines Humors (Gesch. der poet. Lit. Deutschlands). Johannes Alt (Jean Paul, München 1925) bekennt, er finde bei Jean Paul immer wieder eine qualvolle Leere, das furchtbare Gefühl einer unerhörten Einsamkeit, ein unerklärliches Grauen (157). Max Kommerell (Jean Paul, Frankfurt a. M. 1933) sagt ähnliches durch einen Vergleich aus der Musik: Gerade weil die Scherzi (seines Humors) von so ungezügelter Übermut poltern und kichern, fallen die Töne der Schwermut untröstlich und unversieglich in die Seele (367). Und Jean Paul verteidigt sich selber, wenn er im „Siebenkäs“ den grimmigen Humor seines Leibgeber mit folgenden Worten verteidigt: Solchen Lesern, denen diese Scherze nicht ernsthaft genug sind, will ich irgendwo dartun, daß sie es zu sehr sind, daß nur eine beklommene Brust so lachen, daß nur ein zu fieberhaftes Auge, um das die Feuerwerke des Lebens wie fliegende Funken schweifen, die dem schwarzen Star voranflattern, solche Fieberbilder sehen könne (XI). Wie wir gerade aus dem hellen Gelächter der griechischen Komödie den dunklen Ton heraushören, daß die Traumwelt der Tragödie dem griechischen Menschen das Gleichgewicht zwischen Schuld und Schicksal nicht ganz herzustellen vermochte, so spricht gerade der grimmige Humor Jean Pauls am deutlichsten von seinen mißlungenen Fluchtversuchen.

Nun die entscheidende Frage: Warum blieben seine Versuche unzulänglich? Gibt Fr. Knorr die richtige Antwort, wenn er schreibt: „Weil er um den Menschen als Ich eindringlicher wußte als um die Kräfte, die ihn im Miteinander binden, weil er im Kampf gegen die Gefährdungen des bloßen Ichseins allein blieb; weil er diesen Kampf zwar mit dem Blick

auf die Gemeinschaft (bes. im Titan), aber ohne die wahren und lebendigen Kräfte des Miteinanderseins geführt hat (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1936, 545 ff.)? Mit andern Worten: Weil er nicht aus der „Sorge“ in die Geborgenheit der Gemeinschaft floh? Heute fühlen sich viele im Mythos der Gemeinschaft, des Volkes gesichert und geborgen; er läßt ihnen einen metaphysischen Sinn des Lebens aufleuchten. Denn durch das Volk, dem sie angehören, durch Blut und Boden, ist ihnen in der Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit ein bestimmter Ort als Heimat zugewiesen, für die zu leben und zu sterben ihr Schicksal und Vorrecht ist. Ja sie glauben, alles, was sie sind und haben, durch das Erbe des Volkes, durch die Bejahung seines Schicksals zu sein und zu haben. Ihnen wird also ein Endliches, eine endliche Schicksalsgemeinschaft zum Urquell aller Werte. Sind aber alle endlichen Werte bis in ihre letzte Tiefe hinein gesichert, wenn nicht ein Unendliches, ein Ewiges sie hält über dem Abgrund des Nichts?⁴ Völker sind nicht ohne Ende, Völker sind nicht ewig. Wohl brausen sie ein in die Zeit mit ehernem Auftrag, wohl wogen sie wie Ströme durch das Weltland, menschenvergießend, geschlechterverschäumend (G. v. Le Fort, Hymnen an Deutschland), aber eine Zeit kann kommen, in der die Schuld der Völker groß wird wie die Nacht und mit sternloser Krone die Länder umgreift, bis sie endlich als finstere Herrin der Völker ganze Völker unter endlosen Gräberbogen begräbt. Dann überraschen nächtlich fliehende Enggeschwader das gottlos gewordene Licht der flimmernden Städte, und im seichten Gewässer ihrer flüchtigen Wohltage segeln verlorene Völker (a. a. O. 33 37). Wie kann also das Volk, mag es noch so ursprünglich reich und tief gegründet sein, die letzte metaphysische Sicherung geben? Nur der ewige Gott hält den Menschen und alles Menschenwerk gesichert und geborgen über dem Abgrund metaphysischer Nichtigkeit.

Aber ist denn Jean Paul nicht aus der „Sorge“ in die Arme des unendlichen Vaters geflohen? (Siehe oben.) Und doch blieb sein Fluchtversuch unzulänglich? Ein tiefsinniger Vergleich im 10. Kapitel des „Siebenkäs“ scheint die Lösung dieses Rätsels zu enthalten. Dort sagt der Dichter den Lesern: Sprecht hier nichts gegen das dünne Spinnengewebe, das uns und unser Glück trägt; haben wir es aus unserem Innern gesponnen und herausgezogen wie die Spinne ihres, so hält es uns auch ziemlich, und gleich dieser hängen wir sicher und mitten darin, und der Sturmwind weht uns und das Gewebe unbeschädigt hin und her. Den Dichter und sein Glück trägt, d. h. ihn bewahrt vor dem Sturz in den Abgrund der Verzweiflung, ein dünnes Spinnengewebe, eine Traumwelt, die er aus seinem Innern herausgesponnen hat; sie sichert ihn gegen die gewöhnlichen Lebensstürme, aber sichert sie ihn auch gegen die gewaltigen Orkane, die aus den dunkelsten Tiefen der Menschenseele heraufbrausen? So leidenschaftlich Jean Paul z. B. in der „Clavis Fichtiana“ (1800) den Idealismus Fichtes bekämpft, so sehr er fordert: Auf ein ewiges Ich in uns, auf ein ewiges Du über uns müssen wir hoffen, uns sei das lichte Ich keine selbstschaffende Sonne, sondern nur eine lichte Ritze am irdi-

⁴ Vgl. O. Bauhofer, Die Heimholung der Welt (1937) 90 ff.

schen Gewölbe, durch die der ferne ausgebreitete Feuerhimmel in einem sanften und vollendeten Kreise bricht und brennt, es scheint ihm dennoch nicht gelungen zu sein, die geheimste Verkrampfung des Ichs in das „Selbstschaffenwollen“ zu lösen; dem von sich aus sich neigenden, die Menschen zu Horchen und Gehorchen emporstreckenden göttlichen Du⁵ scheint er nicht begegnet zu sein. Statt sich eine Traum-Sicherung zu bauen, hätte er besser den Rat des Buches der Weisheit (13, 1) und des hl. Paulus (Röm. 1, 20) befolgt, mit wachem Denken und demütigem Beten aus den sichtbaren Geschöpfen zu dem unsichtbaren Schöpfer aufzusteigen. Wäre ihm dann in der Geschichte die Gestalt Christi entgegengetreten, dann hätte sich ihm der Weg geöffnet in die tiefste Geborgenheit, die auf Erden erreichbar ist. Denn kein Mensch hat bisher zu sagen gewagt, und in Ewigkeit wird keiner, der bei Sinnen ist, zu sagen wagen, was Jesus Christus gesagt hat: „Niemand wird sie meiner Hand entreißen. Mein Vater, der sie mir gegeben hat, ist mächtiger als alle; niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen. Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 29).

Oder hat Jean Paul am Ende seines Lebens die Traumsicherung verlassen? Darf man aus seiner letzten, unvollendeten Dichtung, dem „Kometen“, in der er wie Shakespeare im „Sturm“ und Cervantes im letzten Teil des „Don Quijote“ Gericht hält über seine Träume, darf man aus dieser Dichtung herauslesen, daß er nun endgültig verzichtet auf die früheren „Fluchtversuche“ und demütig horcht, was das göttliche Du sagt, und einfältig gehorcht dem heiligen Willen, der ihn emporschreckt? Hat sich das „Kind“, das Jean Paul sein Leben lang war, endlich dem allgütigen Vater ergeben, um gesichert und geborgen auszuruhen in seinen Armen?

Der Christusglaube eine Tatsache

Von Ludwig Kösters S. J.

Von vielen Menschen unserer Tage wird der Christusglaube bekämpft, nicht selten leidenschaftlich bekämpft. Der Christusglaube lebt also, ist eine Tatsache.

Er ist eine Tatsache, zu der man Stellung nehmen muß. Entweder schließe ich mich diesem Glauben an oder ich lehne ihn ab; entweder ist Jesus Christus wirklich der wesensgleiche Gottessohn oder er ist es nicht. Ist er es wirklich, dann ist das Christentum die einzig wahre, von Gott geoffenbarte Religion, dann ist Christi Wort die höchste Norm, vor der jede andere Auffassung zu schweigen hat; dann ist der christliche Glaube, der Christen Hoffnung für Zeit und Ewigkeit, auf Felsen grund gebaut. Oder Christus ist nicht wahrer Gott: dann ist er nur ein Mensch

⁵ Vgl. Th. Steinbüchel, Der Umbruch des Denkens. Die Frage nach der christlichen Existenz erläutert an F. Ebners Menschdeutung (Regensburg 1936), wo manch Treffendes gesagt ist über die Begegnung des menschlichen Ich mit dem göttlichen Du.